

# Zur Evolution der Heimat

## Heimaten als kulturpolitische Herausforderung



Dr. Tobias J. Knoblich ist Dezernent für Kultur und Stadtentwicklung der Landeshauptstadt Erfurt und Präsident der Kulturpolitischen Gesellschaft

Es gibt Begriffe, die nur im Plural existieren, sogenannte Pluraliatantum. Ein bekanntes Pluraletantum ist der Begriff Geld, aber auch Masern und Eingeweide sind solche Pluraliatantum. Man hat – außer bei Geld vielleicht im Zustand schlimmster Armut – nie nur eines von ihnen, sondern stets mehrere. Könnte sich nicht auch der Begriff Heimat in der Entwicklung hin zu einem Pluraletantum befinden? Dann wäre sein Singular bald ein sprachlicher Atavismus. Wir wissen, dass die Sprachentwicklung der Praxis folgt, auch in Verkürzungen oder Abschleifungen von Begriffen infolge von Sprachfaulheit, wie es meine Lateinlehrerin immer nannte und damit Assimilation meinte, oder in der dialektalen Färbung, der Mundart. Im Dialekt findet man – so man einen spricht und in maximaler Ortstreue anwendet (was auch unsere gefiederten Freunde, die Vögel, können) – die größte Prägnanz in der Zuspitzung, wohl auch die größte Nähe zwischen den Sprechenden. Sprache konstituiert Gemeinschaft. Sprache vermag aber ebenso schnell Distanz zu schaffen, wenn man anders spricht und eben auch anders tickt. Ein neuer Plural von Heimat, der von vielen geteilt wird, könnte hier etwas leisten. Spätere Generationen sprechen dann bestenfalls und von vorn herein von Heimaten, um die Akzeptanz des Konstruktiven zum Ausdruck zu bringen; sie könnten vermutlich gar nicht anders. Ein Blick in alte Wörterbücher stimmt uns zuversichtlich, was die Kraft der Praxis zu leisten vermag.

Den Dialekten scheint jenseits der Brauchtumpflege die Zukunft nicht zu gehören, dafür diversifizieren sich die Vorstellungen der Menschen über reale und virtuelle, bewusste und höchst kontingente Gemeinschaften sowie Formen und Reichweite ihrer Kommunikation. Es entstehen fluidere Räume des Miteinanders. Wir wissen, dass durch Globalisierung Sprachen, vor allem regionale Sprachen, rasant aussterben. Sind bei indigenen Völkern Herkunft und Sprache engstens miteinander verbunden, hängt auch der Dialekt am stabilen Lebensraum. Die Dialekte werden in dem Maße marginalisiert, wie wir beweglicher werden, weniger uns die feste Verortung als vielmehr die Einbettung in variable Lebenszusammenhänge prägt. Damit greifen wir freilich auch in tradierte Kulturräume ein; wir werden diverser, verdrängen aber nolens volens auch Diversität. Eine kulturelle Ambivalenz unserer Zeit, die ich hier nur streifen kann. Diversität ist komplex und nicht frei von Widersprüchen in ihrer Wirkung, dessen muss man sich bei aller Proklamation von Vielfalt und Verschiedenheit bewusst sein. Kultur ist und bleibt höchst dynamisch, sie kennt Gewinn- und Verlustrechnungen.

Wir befassen uns auf unserem 10. Kulturpolitischen Bundeskongress mit Heimat in kulturpolitischer Hinsicht. In der gängigen Definition von Heimat ist eine gewisse Flexibilität, wie sie heute maßgeblich ist, bereits angelegt, vielleicht eine Konzession an unser nomadisches Erbe: Heimat ist das Land, der Landesteil oder der Ort, in dem man geboren und/

oder aufgewachsen ist oder sich durch ständigen Aufenthalt zu Hause fühlt, so lautet diese grundständige Definition. Wenn es stimmt, dass unsere Beweglichkeit, die uns von vorn herein als biologische Art ohne spezifisches Habitat oder Biotop ausmacht, zugenommen hat, passt sich auch unser Verständnis von Heimat an. Oder es verschiebt sich der definatorische Schwerpunkt mehr zugunsten des Aufenthalts, des Transitorischen. Dabei haben wir Heimat wohl nie wirklich im Griff: Je nach biographischem Verlauf können wir Heimat als gelingende Aneignung oder Verlust erleben. Zu einem großen Teil ist sie Arbeit, also produktive Gestaltung, unser Vermögen, wenn man so will, Wurzeln zu schlagen – und seien es Luftwurzeln. Und sie ist – vor allem im Rückblick – auch Sehnsuchtsbegriff und Klischee. Heimat ist auf keinen Fall singular, mitunter scheint sie nur eine Perspektive oder eine Illusion.

Die These unseres Kulturpolitischen Bundeskongresses lautet – ich habe sie gerade umkreist –, dass Heimat ein Pluraletantum sei. Mehr noch: Kultur. Macht. Heimate ist der Titel, der von uns Kulturpolitikerinnen und Kulturpolitikern sowie allen Praktikern im Kulturbereich einen konstruktiven Beitrag einfordert. Und wir meinen dies als positive und programmatische Zuschreibung mit durchaus kritischem Unterton in Hinblick auf die Machbarkeit aller Dinge. Wir sind immer Suchende, Verbessernde, Wollende. Bei aller Erkundung aber soll Heimat kein Reservat jener sein, die sie exkludieren und glauben verteidigen zu müssen. Das ist der ausschließende Singular. Wir suchen das Gespräch über Heimat als kulturelles Konstrukt, als Aneignungsprozess und gelingende gesellschaftliche Klammer, die Vielfalt, Diversität und Multiperspektivität respektiert und fruchtbar zu machen versteht. Wir geben das Ergebnis der Debatte nicht vor, haben aber gleichwohl eine Haltung, denn wir wissen, wie komplex und heterogen das Verständnis von Heimat ist. Und wir ahnen, dass für manche Heimat ein Destillat sein soll, das am Ende eines Reinigungsprozesses steht und nur Bestimmten vorbehalten bleibt. Doch Lebensraum für »Anwärter exklusiver Heimatberechtigung« ist eine garstige und geschichtsvergessene, in letzter Konsequenz totalitäre Idee.

Suchen wir also stärker nach der Qualität und der emanzipatorischen Kraft des Transitorischen: Wer Wege zurücklegt, verändert sich und lernt. Bewegung, Begegnung, Veränderung sind grundsätzlich gut. Wir können sie miteinander gestalten, vor allem mit den Mitteln von Kunst und Kultur, die besondere Möglichkeiten symbolischen und emotionalen Austauschs bieten. Mit einem universalistischen Kulturverständnis, das Kulturen als gleichwertig begreift und Hegemonialansprüche ablehnt, begegnen wir uns auf Augenhöhe. Und wir arbeiten auf der Basis unserer eigenen Lernerfahrungen in Deutschland, mit der Reputation unserer Neuen Kulturpolitik, unserer Programmatik, Trägervielfalt und Förderlandschaft, die Expe-

riment und Weiterentwicklung einfordern, ohne unser reiches kulturelles Erbe zu marginalisieren.

Zwar betont unsere Sprachpraxis noch stark die Idee der Sesshaftigkeit in Bezug auf Heimat, doch eigentlich haben wir im übertragenen Sinne die Savanne nie verlassen. Wir folgten einst den Geiern, deren Evolution auffallend parallel zu jener des Homo sapiens verlief, auf der Suche nach eiweißhaltigen Nahrungsquellen, denn wir sind nicht unbedingt Jäger, sondern nehmen schon immer auf kluge Weise die Spuren und Erträge anderer auf, die uns Wohlfahrt und Sicherheit verheißen. Der aufrechte Gang ist auch metonymisch der unabgeschlossene Griff in die Ferne: Wir suchen Anschluss und auch Nutzen, doch wir suchen stets mehr als wir finden, die Bilanz scheint nie ausgeglichen. Ich lese diese uralte Strategie des Menschen hinaus ins Weite als Archäologie der Migration, sie ist so alt und legitim wie die Menschwerdung selbst. Und Heimat war zum Teil schon immer das Gepäck einer unabgeschlossenen Reise, ein Gepäck, das sich verändert und nie dasselbe bleibt. Das weiß jeder von eigenen Reisen; von hier kennen wir auch die wundersame Gepäckvermehrung während des Urlaubs.

Wir halten etwas fest im Griff, das mit uns verwachsen scheint, das wir aber jederzeit verlieren, verwerfen oder behutsam erneuern können – freilich nicht ohne Wehmut und Klagen, manchmal aber auch in einem Akt der Befreiung. Es gibt aber Menschen, deren nomadische Hypothek recht schmal ist, die vertrieben, gedemütigt oder beschädigt sind. Für jene bleibt Heimat zumeist das Zuvor, gibt es keine Option mehr, das Gepäck zu erneuern, so sie denn überhaupt noch eines haben oder nur die kostbare Erinnerung daran hegen. Nicht zufällig ist nach dem Zweiten Weltkrieg der Begriff Heimat von Flucht und Vertreibung geprägt, zum Teil auch zu einer revanchistischen Größe verkommen. Doch der Ertrag kann differenzierter sein, wie der aus Pommern stammende Christian Graf von Krockow in seinem Buch »Heimat« 1989 gezeigt hat: »Heimat ist keine Idylle. Sie war es niemals und nirgendwo, in keiner Gestalt.« An anderer Stelle universalisiert er den Verlust von Heimat durch die Erfahrung, die jeder von uns im Leben macht: »an jedem Ort und unerbittlich gilt: Heimatvertriebene zu sein, das ist unser Schicksal, die Kehrseite des Fortschritts, der Preis unseres Aufstiegs zum Wohlstand.«<sup>1</sup> Das heißt, jedem Gewinn von Freiheit, jeder Entwicklung wohnt ein Verlust bisheriger Gewissheit inne. Aus dem Mund eines sogenannten Vertriebenen eine starke, verständige Geste. Und sie beschreibt auch die schon berührte »Verarmungsfolge« von Vielfalt, denn wir gewinnen nicht dauernd nur hinzu. Welche Kultur hätte das je erlebt?

Zwischen Idyll, also dem Ertrag des Erinnerns, Festhaltens und Verklärens, und der Utopie, die

<sup>1</sup> Christian Graf von Krockow: Heimat. Erfahrungen mit einem deutschen Thema (1989), München 1992, S. 64 f., S. 47



Ernst Bloch oder Bernhard Schlink im Begriff der Heimat stark machen, ist also viel Platz, Heimaten zu füllen und zu verhandeln.

Wir knüpfen mit dem Thema Heimat an unseren letzten Bundeskongress im Jahr 2017 an. Hier reflektierten wir Kulturpolitik in Zeiten der Globalisierung und streiften bereits Themen wie Identitätspolitik, das Verhältnis von Innen und Außen und neue Formen kultureller Pluralität. Monika Grütters sprach von der Notwendigkeit einer neuen Kultur der Verständigung und betonte die wichtige Rolle, die dabei der Kulturbereich übernehmen könne. Unter den Vorzeichen von Heimat und mit stärkerer Binnenperspektive scheint mir das auch für dieses Jahr ein wichtiger Impuls: Wir brauchen Verständigung, und der Begriff Verständigung impliziert ja das Verstehen und Verstehen-Wollen. Heimat hat (wieder einmal, muss man sagen) Konjunktur. So hat sich auch der Deutsche Kulturrat intensiv und dieses Jahr bereits in zwei Ausgaben von Politik & Kultur mit Heimat befasst, und in Ostdeutschland werden die Brüche der Deutschen Einheit derzeit unter Verwendung des Begriffs Kolonie verhandelt. Neben dieser ernsthaften, wenngleich etwas zugespitzten Rhetorik taucht Heimat dort zudem im rechten Milieu auf. Die Leiterin des Hennebergischen Museums Kloster Veßra hat gerade ein Buch über Heimat geschrieben, um den Begriff nicht den Populisten zu überlassen. Sie sagt: »Der Begriff Heimat hat halt einen Pelz an und riecht an einigen Stellen alt. Für mich ist es dennoch ein schöner Begriff. Man muss ihn nicht entpolitisieren, er darf auch umstritten bleiben. Man muss ihn nur neu positiv anfüllen und genauso wieder ins Gespräch bringen. Auf keinen Fall sollte man das Wort Heimat aufgeben, nur weil es die Falschen im Munde führen.«<sup>2</sup> Die thüringische Museumsleiterin

2 Thüringer Allgemeine, 22.06.2019; Uta Bretschneider: Heimat (2019)

Uta Bretschneider soll hier stellvertretend für alle Kultureinrichtungen und Kulturakteure stehen, die sich dieser wichtigen kulturpolitischen Aufgabe annehmen.

Fragen, die wir nun klären sollten, lauten aus unserer Sicht: Wie muss Kulturpolitik reagieren? Geht es um Kompensationsprogramme für strukturschwache Regionen und abgehängte Stadtteile? Geht es darum, Menschen in ihrem kulturellen Alltags Handeln, in Vereinen und Netzwerken zu stärken? Brauchen sie neue kulturelle Identifikationsangebote? Oder geht es eher um kulturelle Symbolpolitik, die über andere Probleme hinwegtrösten will? Worin besteht das neue Interesse an Heimat im Kern? Kann Kulturpolitik insoweit Heimatpolitik sein, als es ihr darum geht, Menschen, die um ihre Heimat besorgt sind, zu erreichen und diejenigen, die nach Heimat suchen, bei ihrer Be-Heimattung zu unterstützen? Welcher Heimatbegriff könnte dabei Orientierung gebend sein? Ich freue mich, mit Ihnen diese und weitere Fragen hier in Berlin diskutieren zu können!

Dieser Bundeskongress ist nur möglich, weil wir Partner und Förderer haben, bei denen ich mich an dieser Stelle ganz herzlich für ihre großzügige Unterstützung bedanken möchte. Dies sind zuallerst die Beauftragte der Bundesregierung für Kultur und Medien, Frau Staatsministerin Prof. Monika Grütters, die heute auch die Eröffnungsrede halten wird, und die Bundeszentrale für politische Bildung. Die Kooperation mit der Bundeszentrale hat zudem eine langjährige inhaltliche Dimension; für diese Partnerschaft bin ich deren Präsidenten Thomas Krüger sehr verbunden. Weiterhin danke ich dem Deutschen Städtetag für seine treue Partnerschaft sowie allen Referentinnen/Referenten und Mitwirkenden an diesem Kongress, die sich mit Expertise und Leidenschaft einbringen werden. ■